

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 1

Artikel: Schweizerdeutsch - auch auf der grossen Bühne
Autor: Munk, Eric
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerdeutsch — auch auf der grossen Bühne

Antworten an Eric Munk





In der Juli-Nummer des Schweizer Spiegel erklärte der Schriftsteller Eric Munk in einem Leserbrief, wir sollten vom allzu deutsch-betonen Theater auf das ursprüngliche, uns Schweizern geläufige Theater in Mundart zurückgreifen. An Albert J. Weltis «Steibruch» und Paul Hallers «Marie und Robert» habe sich gezeigt, wie sinnlos das weitverbreitete Vorurteil ist, die Mundart eigne sich nur für das «Heimat-Theater». Eric Munk schlägt vor, zum Beispiel Marcel Pagnols «Marius»-Stücke oder etwa den «Besuch der alten Dame» von Friedrich Dürrenmatt auf Schweizerdeutsch zu spielen. Diesen fordert er auf, auch ein Stück auf Schweizerdeutsch zu schreiben. Dabei, meint er, das Problem würde erleichtert, wenn man für die Bühne eine Einheitsmundart schaffen würde.

Wir veröffentlichen nun aus einer großen Anzahl interessanter Antworten leicht gekürzt vier besonders geprägte Beiträge und schließen diese Aussprache mit einer eigenen Stellungnahme ab.

Red.

Das Bühnenschaffen im Herzen des Volkes verwurzeln

Eric Munk hat mit vollem Recht wieder einmal die Dialektfrage auf unsern städtischen Bühnen aufgeworfen. Das Thema ist alt, das heisst mindestens so alt wie beispielsweise Jakob Bühler oder Felix Moeschlin. Ich bin heute Kino-Fachmann, war aber seinerzeit

Kapellmeister und Solo-Repetitor und gehörte zusammen mit Oskar Eberle und Werner Johannes Guggenheim zu den Initianten der Schweizer Theaterbewegung. Es ging damals und es geht auch heute noch immer darum, unser Bühnenschaffen im Herzen und Gemüt unseres Volkes zu verwurzeln.

Nur Kulturprotzen können behaupten, daß der Dialekt nicht ausdrucksfähig sei und daß deshalb in der Schweiz als Bühnensprache ausschließlich schriftdeutsch gesprochen werden müsse. Nur nebenbei: wird eigentlich immer so reines Bühnendeutsch ohne wienerische oder berlinerische Färbung gesprochen?

Seit Jakob Bühlers Zeiten sind wir um eine erfreuliche Erfahrung reicher, aus der auch unsere verantwortlichen Bühnenleiter lernen könnten: der finanzielle Erfolg des Schweizerfilms. Ohne Dialekt wäre dieser Erfolg undenkbar! Das Volk fühlte sich angesprochen und besuchte deshalb in Massen die Filme, und zwar solange, als die Filme einigermaßen gehaltvoll waren. Als die Drehbücher immer dürftiger wurden, ließ der finanzielle Erfolg immer mehr zu wünschen übrig. In seiner eigenen Sprache – das ist und bleibt moralisch eben der Dialekt – will der Schweizer ernste Stoffe, oder wie letztlich im Cabaret, einen ernsten Hintergrund. Beweis dieser Behauptung scheint mir die Tatsache, daß Dürrenmatts Film «Die Ehe des Herr Mississippi» von der Mehrzahl der Kinobesucher nicht als Schweizerfilm empfunden wurde, weder stofflich noch «atmosphärisch».

Zum Abschluß ein Erlebnis, das mehr sagt als alle Theorie. Es war im Juni 1947, als eine Gruppe Schweizer Filmfachleute die Philips-Werke in Eindhoven besuchte. Auf Wunsch der holländischen Kollegen sprach da an einem Morgen am Gedenkstein der holländischen Widerstandskämpfer ein redegewandter Schwyz-er. Die Holländer baten ihn, nicht schriftdeutsch zu sprechen! So sprach er kurz entschlossen im urchigsten Innerschwyz-er Dialekt. Es waren ergreifende Minuten des Gedenkens, für Holländer wie Schweizer. Wörtlich haben nicht einmal die Schweizer damals die Worte des Innerschwyz-ers verstanden, dafür aber gingen diese Worte zu Herzen: auch die Holländer wußten nachher, was sinngemäß gesprochen wurde. – Warum sollte ähnliches nicht auch auf schweizerischen Bühnen durchführbar sein?

Max Frikart, Luzern

Die Schauspieler sind da — wenn man will!

Wir Schauspieler erwarten seit Jahrzehnten vom Schweizer Publikum den Ruf: «Gebt uns endlich einmal schweizerische Art auf der Bühne! Ihr Direktoren, macht uns den Theaterbesuch leichter, gebt uns durch unsere Dichter Antwort auf unsere Probleme, verkleinert nicht gewaltsam die Kunst zu einer Provinz reichsdeutscher Mentalität!» Solange aber die Öffentlichkeit unserer Sehnsucht gegenüber in Gleichgültigkeit verharret, gehen die Direktoren den Weg des geringsten Widerstandes, und jedes Rudiment eines künftigen Nationaltheaters ist wieder begraben. Aber einst wird dieses doch dastehen, alle werden sich staunend fragen, wieso es so lange auf sich warten lassen konnte...

Voraussetzung ist neben der dramatischen Produktion der Dichter ein rein schweizerisches Ensemble – sobald man will, ist es schon da! – damit, abwechselnd mit schriftdeutschen Stücken unseres Landes (von Widmann über Falke bis zu den Heutigen), auch Mundartwerke künstlerisch gestaltet werden könnten. Man verlasse sich bei letzteren nicht auf Liebhaberbühnen und verweise bei Stücken wie «Anna Göldi» nicht einfach auf das Laientheater, da bei dessen gut gemeinten, oft glänzend durchgeführten Aufführungen doch eine letzte Formung fehlen muß.

Unwillkürlich muß ich dabei an die Leistun-

gen des Tiroler Bauerntheaters Exl denken, welches als Berufsbühne Dialektstücke zu künstlerischer Vollkommenheit zu steigern wußte – eben weil es keine Laienbühne war. Gar nicht zu reden von einer begnadeten Tragödin wie Hedwig Bleibtreu, die neben ihren klassischen Heldinnen am Burgtheater in Mundartstücken Kongeniales zu geben wußte.

Zu ganz neuen Ufern würde also auch bei uns das Bekenntnis zu unseren Dialekten die Bühnenschaffenden locken. Die Unterschiede der Mundarten wären dem differenten Charakter der sich auf der Bühne gegenüberstehenden Personen gemäß zu berücksichtigen, also geschickt gehandhabt ein Positivum. Pedantisch dürfte man hiebei nicht sein, da ja ein Kunstwerk und weder Folklore noch Nationalismus angestrebt würde. Abgesehen davon, daß die besten Darsteller eo ipso ihren Dialekt als Grundmelodie ihres Vortrages mischen, die Einmaligkeit ihrer Erscheinung ist sogar nur hiedurch entstanden!

Heute hat auch bei uns eine Neu-Bühnensprache eingerissen, die ihrerseits viel von einem Dialekt hat, nur ist es eine neue, stark norddeutsch gefärbte, zackige, gleichsam gesamtdeutsche Mundart einer bestimmten Schicht, eine Art spätreichsdeutsches Überbleibsel. Hat sie nicht etwas Ungünstiges gegenüber unseren Dialekten, in denen ein gutmütiger, inniger Tonfall alle Teile des Volkes verbindet?

Alfred Lohner, Wettingen

Aber keine Einheits-Mundart

Ein Phantom statt zusätzlicher Kunstmittel

Im Hochsommer pflegen uralte Geister und Gespenster umzugehen, wie das Ungeheuer im Loch Ness. So durfte auch das altersschwache Gespenst der Einheits-Mundart ruhig einmal wieder erscheinen. Wie oft ist sie doch schon von weltfremden Idealisten heraufbeschworen und prompt wieder begraben worden, die gute, alte Einheits-Mundart, der «Oltner Bahnhofbuffet-Dialekt». Natürlich meint es auch Eric Munk durchaus herzensgut. Aber die Scheuklappen, die er beseitigen will, begrenzen doch – wie der Guckkastenbühnenrahmen – gerade jene Bühne, auf der er sich dramatische Werke in einer einheitlichen, schweizerisch kolorierten Mundart denkt, «die allen Schweizern natür-

lich schiene und von der jedermann wüßte, daß sie nur zu einem bestimmten Zweck verwendet wird».

In die gemütlichen Arbeitsräume müßte man Eric Munk einmal setzen, wo seit Jahrzehnten das schweizerdeutsche Wörterbuch entsteht; die Grammatiken einzelner Dialekte müßte man ihm vorlegen, die bereits entstanden sind, die einzelnen Wörterbücher, wie etwa dasjenige des Zürichdeutschen von Weber-Bächtold. In Tonbandaufnahmen müßte man ihm Walliser Dialekt vermitteln neben dem Basler Dialekt, Berndeutsch neben Urnerisch in ihren Satz-Melodien, und so fort.

Es ist hierzulande eben umgekehrt wie etwa in Deutschland, wo der gebildete Mensch seine Bildung auch dadurch bekunden will, daß er sich mit allen Mitteln müht, ein Deutsch ohne mundartliche Färbung zu sprechen. In der Schweiz trachtet der Gebildete danach, seinen Dialekt so rein, so unvermischt wie möglich zu reden. Der Sportzuschauer, der eingeschworene Kinobesucher, sie würden sich vielleicht einen Einheitsdialekt noch zur Not gefallen lassen. Denen, die schon in ein Theater freiwillig hineingehen, wird ein schweizerischer Einheitsdialekt zum vornherein ein Greuel sein.

Und da scheitert auch Eric Munks Idee. Nur ganz selten geschieht es, daß ein Theaterstück wirklich im Sinn seines Autors besetzt werden kann. Man verfügt vielleicht über zwei, drei Künstler, die Schweizer und Berufsschauspieler und zufällig noch in der gleichen Mundart zu Hause sind. Höher geht es selten, es sei denn man greife für Nebenrollen auf Laienspieler. Aber gerade das will ja Munk vermeiden. Er strebt *Kunst* an, nicht halbe Liebhaberbühne.

Eric Munks Vorschlag ist aber nicht nur alt, idealistisch und weltfremd. Er ist tückischerweise, heute vorgebracht, auch gefährlich. Die wachsende Konzentration von Menschen aus allen Landesgegenden in unseren größeren Städten bringt bereits eine bedrohliche Vermischung verschiedenartigster Dialekte mit sich; schon Kinder hören fast täglich die unterschiedlichsten Dialekte in der Schule, am Ra-

dio, im Fernsehen und werden dadurch am eigenen Dialekt irre, nehmen da etwas an und dort etwas auf, beide Elternteile sprechen verschiedene Dialekte in einer Stadt, wo sie selbst beide nicht aufgewachsen sind; der Lehrer spricht eine vierte Mundart. Die Gefahr wächst und wächst, daß große Teile der heranwachsenden, städtischen Jugend gänzlich ohne eigenen, reinen Dialekt heranreifen. Was Eric Munk mit seiner Einheits-Mundart vorschlägt, droht schon vor der Tür!

Noch mühen sich weite Kreise, der Gefahr zu wehren. Soll man ihr nun aber erst noch Tür und Tor öffnen, sie hereinbitten, ihr künstlich, bewußt den Weg ebnen durch die Schaffung einer einheitlichen Schweizer Mundart, wie das Munk als erstrebenswertes Ziel vorschwebt? Er vergleicht mit Hauptmanns in schlesischer Mundart geschriebenen Stücklein. Gottlob gibt es noch keine schweizerische Mundart! Auf dem gleichen Bein hinkt auch der Vergleich mit Ivrit. Nein, Herr Munk, die Schweizer Mundart ist just nicht wie das Flämische oder Luxemburgische eine Sprache; die Schweizer Mundart – das sind unzählige Dialekte, an denen wir einander in der Heimat auch weiterhin (wie Professor Higgins in Shaws «Pygmalion») gegenseitig erkennen wollen. Wir wissen und wissen es gerne, woher einer stammt; man hört es ihm an. Und so soll es bleiben. Wir wollen es so.

Was der große, von Eric Munk herbeigesehnte Dramatiker einzig tun könnte, das wäre ein Stück in seiner eigenen Mundart schreiben und hoffen, daß es irgendeinmal vielleicht mit wirklichen Bühnenkünstlern, Berufsschauspielern besetzt werden könnte, die alle miteinander dieselbe Mundart sprechen – die seine. Anders müßte er sein Stück einer gegebenen Schar von schweizerischen Künstlern verschiedenster Dialekte auf den Leib schreiben; ein Basler hätte seinen städtischen Dialekt, ein Berner den seinen (Brienz oder Hasle?), ein Luzerner, ein Zürcher, ein Trogener, ein Hallauer den seinen zu sprechen, und sie alle müßten Berufsschauspieler, in der Schweiz anwesend und willens sein, in ihrem Dialekt zu spielen. Das verlangte aber vom Autor, daß er die inneren

Bei Kopfweh hilft

Mélabon

besonders wirksam

und gut verträglich

Eigenschaften und Eigenheiten einer jeden, kleinsten Region kennt und trifft, sonst «stimmt» sein Stück nicht mehr.

Volksstücke aus *anderen* Sprachen lassen sich wohl auch nur bedingt in irgend einen Schweizerdialekt übersetzen. Die Marius-Trilogie – hinter der als großer, stummer Akteur ständig das weite Meer mitrauscht – läßt sich schwerlich irgendwo in der Schweiz ansiedeln; man müßte denn Marius Swissair-Flugkapitän werden lassen! Shakespeares «Der Widerspenstigen Zähmung» dagegen könnte in verschiedenen schweizerischen Dialekten jede Rolle in einer anderen Mundart, noch an Reizen gewinnen.

Aber eine schweizerische Einheits-Mundart? Wie – pardon – stinklangweilig kämen da die Gotthelfhörspiele, kämen die Hörspielfolgen einer baslerischen Gertrud Lendorff, eines Schaggi Streuli heraus! Hier erfährt das schweizerische Ohr, mit wieviel Erfolg sich die einzelnen Dialekte als zusätzliche Kunstmittel einsetzen lassen; diese Palette ist dem Hochdeutsch so gut wie verloren. Sie müßte es auch der schweizerischen Einheitsmundart sein. Man soll uns nichts wegnehmen, rauben, um – vielleicht – ein ödes Phantom zu erjagen.

Robert B. Christ, Basel

Gotthelf, nicht Luther

Zuerst muss ich einen kleinen Irrtum in den sehr beachtenswerten Ausführungen Eric Munks richtig stellen. Die Muttersprache des Schweizlers ist nicht «gewissermassen das Deutsch Luthers». Für seine Bibel-Übersetzung bediente sich Luther des Meissner Kanzleideutsches. Dieses ist noch heute in der Sprache der Sachsen zu erkennen. «Selig sind, die *da* Leid tragen», heißt es in der Luther-Bibel und der Sachse spricht von Menschen «die *de*

jammern, wenn se Hunger haben.» Nicht *sagt*, sondern *spricht*, wie es auch in der Bibel heißt.

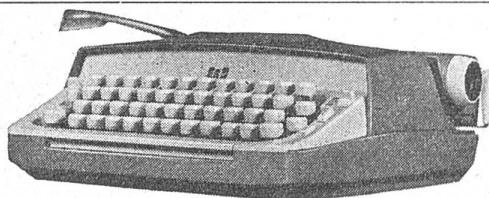
Das Deutsch Luthers, das am Anfang unseres heutigen Hochdeutsch steht, war also eine Schriftsprache. Und so ist Hochdeutsch für den Schweizer Schriftdeutsch. Es ist für ihn keine Fremdsprache, sondern die zweite Form seiner Muttersprache. Im mündlichen Gebrauch bereitet sie ihm gewisse Schwierigkeiten oder Hemmungen. Dagegen bedient er sich ihrer ohne Schwierigkeiten im schriftlichen Verkehr. Das beweist jeder Brief eines Durchschnittsschweizers.

Und hier, nicht in der Befürchtung, ihre in Mundart geschriebenen Bühnenwerke würden ausserhalb der Schweiz nicht aufgeführt werden können, liegt doch wohl der Grund, warum unsere Dichter keine Mundartstücke schreiben. Ein wenig vielleicht auch in dem Gefühl, mit dem Hochdeutschen zugleich einem grösseren Kulturgebiet anzugehören, dessen gemeinsamer Besitz eben das heutige Hochdeutsch ist.

Das Problem beginnt, wie Herr Munk ganz richtig sagt, dort, wo auf der Bühne Deutsch gesprochen und – gehört wird. Da muss sich tatsächlich der Schweizer Theaterbesucher immer erst ein wenig umstellen. Aber ist das ein Grund, Schiller oder Pagnol in Mundart zu übertragen und zu spielen? Oder etwa Dürrenmatts «Besuch der alten Dame»? Mundart läßt sich verantworten, ja unter Umständen fordern, wo Schweizer auftreten. So wie in Gerhart Hauptmanns «Fuhrmann Henschel» schlesische Menschen schlesisch sprechen müssen.

Eric Munk erwähnt Gotthelf. Schrieb er nicht seine Erzählung im Schriftdeutsch, allerdings einem schweizerisch gefärbten und vielfach sogar mit Mundart durchsetzten Deutsch?

SCM SMITH-CORONA



Galaxie

Die vollkommene Portable mit den technischen Vorteilen eines Büromodells. In verschiedenen Farben und Schriften lieferbar. Eleganter, formschöner Koffer. **Fr. 595.—**

Rüegg-Naegeli + Cie AG Zürich Bahnhofstrasse 22



Telephon 051/23 37 07

Ähnlich verfährt unser Bökkli im «Nebelspalter» mit seinen kernigen Versen, die weder reines Hochdeutsch noch reine Mundart, aber immer noch ein Schriftdeutsch sind. Damit lässt sich auch die Schwierigkeit überwinden, die einer einheitlichen Bühnen-Mundart entgegensteht.

Sonst möchte ich den trefflichen Ausführungen Eric Munks nicht widersprechen, ganz im Gegenteil.

H. B. in Z.

Verwirklichen wir doch diesen schönen Traum!

Zunächst: die Idee, ein Einheits-Schweizerdeutsch zu schaffen, ist tatsächlich schon recht alt. Ihre Verfechter waren stets der Meinung, damit würde unsere Muttersprache gekräftigt, sie könnte sich besser gegen das Hochdeutsche behaupten und würde auch in vielen Fällen, so in Vorträgen und in der Dichtung wieder eher gebraucht, wo heute das Hochdeutsche dominiert. Die extremsten Vorkämpfer der Einheits-«Mundart» wollten aus dieser eine Schriftsprache machen, ähnlich wie das Holländische.

Neu und originell an Eric Munks Idee ist aber, dass er diese Einheits-Mundart auf die Bühne beschränken will, ähnlich wie das Bühnendeutsch als Einheitssprache des ganzen deutschen Sprachbereichs gedacht ist. Aber auch da klappt es in der Praxis nicht, und das Nötige zu diesem Punkt ist in den vorstehenden Antworten gesagt worden.

Zur Frage einer Einheits-Mundart an sich wäre noch beizufügen, dass eine solche – wenn sie sich durchsetzen würde – auch das Gleichgewicht zwischen unseren drei Landesteilen zerstören würde. Träten vier Millionen Einheits-Deutschschweizer an die Stelle der unter sich rivalisierenden 800 000 Berner, 800 000 Zürcher, 220 000 Stadt-Basler und 170 000 Basler-Landschäftler – dann wären plötzlich die 900 000 Welschschweizer eine echte Minderheit, sie würden nicht mehr auf gleicher Ebene in unserem Sprachenkonzert mitmachen.

Mit Bedacht habe ich, trotz der sich anbahnenden politisch-staatlichen Wiedervereinigung, Baselland und Baselstadt getrennt genannt. Da schlug nämlich kürzlich ein Einsender das alte Baselbieterlied umgedichtet als Hymne für den wiedervereinigten Kanton vor. Zwei Zeilen dieser Umdichtung lauten:

«Das Ländli isch so fründli, wenn alles
grüent und blüet,
Drum hei mir au kei Land so lieb wie unser
Baselbiet.»

Abgesehen davon, dass kein echter Stadtbasler den neuen Gesamtkanton je «Baselbiet» nennen dürfte, abgesehen auch vom Tenor dieser Zeilen, der kaum etwas mit dem städtisch-spritzigen Geist der Basler im eigenen Sinn gemein hat, es sind in diesen zwei Zeilen mindestens sieben Wörter, die in der Stadt anders ausgesprochen werden, und eines, das im Basler-Stadt-Dialekt in dieser Bedeutung gar nicht existiert! Und da will man eine Einheits-Mundart von St. Gallen bis Saanen, von Basel bis Davos kreieren!

Umso grossartiger, umso erfreulicher, umso hinreissender wäre es aber, wenn man endlich den Rank fände, unser Schauspiel-Theater von einer Angelegenheit einer bestimmten Schicht zu einer Sache zu machen, an der ein grosser Teil des Volkes Anteil nimmt. Und dazu dürfte es in der Tat viel beitragen, wenn das Publikum mehr die Aufführung von Mundartstücken auf unseren städtischen Bühnen verlangt, die staatlichen Stellen und die Theaterleitungen systematischer Schriftsteller für gute schweizerdeutsche Dramen und Komödien belohnen würden. Vielleicht brähe auch aus einem Dichter wie Dürrenmatt das Schweizerische wieder einmal stärker hervor, wenn er an eine solche Aufgabe ginge. Und so gross wären die Schwierigkeiten auch wieder nicht, wie Robert Christ sie sieht!

Jedenfalls könnte an der Stelle des tiefen Grabens, der heute zwischen dem bei uns immer noch so kräftigen «Heimat-Theater» und der «gehobenen Bühne» klafft, ein freundlicher See entstehen, auf dem ein lebendiges Hin und Her wäre. Und wieviel fruchtbare Impulse kämen auch vom Cabaret und vom Festspiel her. Wie der unvergessliche «Schwarze Hecht» könnte manches, das im Dorf geboren wurde, den Weg auf die grossen Bühnen der Welt antreten. Und aus all den erstaunlichen schauspielerischen Talenten, die landauf, landab sich entpuppen, könnte sich manch einer mehr zu großem Format entfalten und so uns allen das beglückende Erlebnis einer Dichtung vermitteln, die uns im Innersten ansprache. Welch schöner Traum! Kann indessen nicht gerade die Bühne Träume Wirklichkeit werden lassen?

Daniel Roth